Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1932

248 (22.10.1932) Roman-Blatt

Visual Library

gehabt, man hat sich sinnlos monatelang das Hirn zermartert, um diesen Traum zurückzuholen, man hat sich umsonst auf Schweinereien eingelassen, weil man dachte, es komme nur auf das Geld an, um ihr nachzufahren, sie wieder einmal in die Arme zu nehmen und diesen ganzen gemeinen Spuk des Verlassenseins zu verscheuchen.

Aus!

Er ging noch lange in dem Raum auf und ab und versuchte nachzudenken. Er wollte die Zukunft überlegen, aber er kam zu keinem Plan — sie war völlig gleichgültig geworden. Ein einziger Satz schob sich immer wieder als Mittelpunkt in sein Gehirn und fraß alle anderen Gedanken auf: Es ist die Tragödie jeder großen Liebe, daß sie bei dem einen eben früher aufhört als bei dem anderen.

Und zum erstenmal, so lange er denken konnte, spürte er einen dumpfen Haß und einen unbändigen Willen zur Veränderung. Wir sind miteinander noch nicht fertig, Fee! Er sprach laut zu sich selbst, ohne es zu wissen. Wir sind miteinander noch nicht fertig.

Das Telephon klingelte.

Er fuhr schreckhaft zusammen und ging zu dem Apparat, von dem jetzt nur noch Unangenehmes kommen konnte.

Eine höfliche Stimme meldete sich. Der Schneider: die beiden Anzüge wären schon seit einer Woche bereit.

„Ja, ja —" — er kam sofort wieder zu sich —, „ich habe in diesen Tagen viel zu tun gehabt. Wahrscheinlich komme ich nächste Woche zu Ihnen. — Ja, gewiß, ich werde es schon so einrichten."

Er hängte ab. Anzüge zur Anprobe bereit — das hieß, daß der Schneider ihm bei dem nächsten Besuch gern mit höflicher Verbeugung einen Kontoauszug vorgelegt hätte. Wahrscheinlich brauchte der Mann auch sein Geld — Gott, niemand hat es heute leicht.

Wir sind noch nicht fertig miteinander, Fee. Wir haben uns zwar das Genick gebrochen, aber jetzt werden wir zeigen, daß man auch mit gebrochenem Genick leben kann. Man wird noch an uns denken, Fee.

Er trat vor den Spiegel, prüfte sein Aussehen und war zufrieden.

Das Leben geht weiter, Fee, und wir sind dabei. Wir bleiben dabei, und nichts und niemand kann uns wegstreichen. Was tut man, wenn man kein Geld hat und zu allem bereit ist? Man geht am Vormittag ins Bristol und am Nachmittag ins Eden.

Es war Vormittag.

Drittes Kapitel.

Die schwerste und zugleich reizvollste Beschäftigung der Welt ist, sich eine Wohnung einzurichten. Peter und Fee waren schon lange damit beschäftigt, da er eingesehen hatte, daß er als Ehemann jetzt in Berlin eine Stadtwohnung brauchte. In ruhigen Stunden hatte er das Gefühl, daß er damit wohl doch erheblich seine Mittel überschritt, aber Fee ließ ihn nicht zum Nachdenken kommen. Sie brachte täglich neue Pläne. In Zweifelsfällen wurde Nju zu Rate gezogen.

„Du brauchst ein Arbeitszimmer", erklärte Fee, „und das muß richtig groß sein! Venezianische Renaissance! Schreibtisch zwei Meter, Bücherschrank fünf Meter lang!"

„Was soll ich an einem solchen Schreibtisch?" klagte Peter. „Ich schreibe nie."

„Aber du wirst daran sehr dekorativ aussehen."

„Und das ist die Hauptsache", sprach es aus der Ecke. Das war Nju.

Fee flog herum: „Bitte, keine Ironie, Schwesterchen. Wer hat, der hat. Ich werde meinen Mann schon in den richtigen Rahmen stellen."

„Am Kurhaus ist ein Platz für einen Anstand von Berlin zu vergeben", sprach es ungerührt weiter aus der Ecke.

Peter hob beide Hände steil in die Luft: „Habt Gnade! Zankt euch, wenn ich nicht dabei bin. Der Schreibtisch ist bewilligt, wenn ich nicht daran schreiben muß!"

So ging es weiter.

Sie suchten Teppiche aus.

„Den Kelim", sagte Fee.

„Nur den Afghan", erklärte Nju kühl. „Peter braucht ein massives Muster unter sich."

Fee hängte sich in Peters Arm: „Bubbi, sage diesem schrecklichen Mädchen sofort, daß du den Kelim hübscher findest. Du brauchst lebhafte Farben."

Peter zog die Augenbrauen hoch: „Der Kelim ist gut, und der Afghan ist gut, aber am Alexanderplatz gibt es ebenso schöne Teppiche und die sind dreiviertel billiger."

„Die sind doch nicht echt, Bubbi."

Er schüttelte ratlos den Kopf.

„Müssen sie echt sein?"

„Barbar!" entschied Fee. „Also den Kelim."

Nju lächelte nur. Sie hatte sich das im Laufe von zwanzig Jahren angewöhnt. Obwohl sie Schwestern waren — das heißt: sie hatten einen Vater, aber zwei verschiedene Mütter — bestand zwischen ihnen nicht die geringste Ähnlichkeit. Fee war die Jüngere, und man hatte sie stets verwöhnt. Nju hatte sich schon seit Jahren selbständig gemacht. Es lag an ihrem Vater. Die Erinnerung an seine erste Frau war in Jean Lindgens im Laufe der Jahre so weit erloschen, daß er ihrer Tochter nur noch die wohltemperierte Höflichkeit eines wohlerzogenen Papas entgegenbrachte. Hingegen entdeckte er offenbar in Fee auf Schritt und Tritt seine zweite Frau, die das große Wunder seines Lebens gewesen war, und beschenkte sie mit allen Aufmerksamkeiten, die nur durch das Gedenken einer ganz großen Liebe möglich sind. So waren Nju und Fee die Ergebnisse zweier großer Epochen im Leben ihres Vaters, die unüberbrückbar erschienen — auch wenn sie nur durch drei Jahre getrennt waren. Nju war das Kind jener Frau, die neben dem kleinen Jean Lindgens gestanden hatte, als er seinen sprunghaften Aufstieg antrat. Als er es geschafft hatte, legte sie sich hin und starb. Fee war das Kind jener Frau, die aus dem großen Jean Lindgens fast wieder einen kleinen gemacht hätte, wenn ihm nicht damals verschiedene geschäftliche Zufälle zu Hilfe gekommen wären. Und da es die verdächtige und gefährliche Eigenschaft der meisten Männer ist, sich von einer Frau lieber ruinieren als emporbringen zu lassen, so hatte Jean Lindgens seine erste Frau geachtet und seine zweite Frau geliebt. So achtete er Nju — und vergötterte Fee.

Annuschka — der Name „Nju", den sie sich selbst zugelegt hatte, war der einzige Protest gegen Fee — arbeitete seit einigen Jahren als Photographin. Da sie außerdem schreiben konnte, war sie geradewegs bei der Presse gelandet und fand diesen Beruf äußerst reizvoll. Sie war mindestens ebenso hübsch wie Fee, wenn auch auf andere Art, aber sie hatte nicht so viel Zeit, die Leute darauf aufmerksam zu machen.

Fee, die bis vor kurzem noch den Namen Lindgens mit sich herumgetragen hatte, hatte mit Hilfe ihres Vaters weiter nichts zu tun, als schön zu sein. Fee liebte ihre Schwester mit einer respektvollen, anerkennenden, aber stets auch streitlustigen und bis zu einem gewissen Grade mitleidigen Liebe. Sie bewunderte Njus Selbständigkeit als etwas Fremdes und nicht sehr Bequemes, sie fand es für sich persönlich, ohne je darüber nachzudenken, sehr viel angenehmer, ganz unselbständig und kindhaft zu sein, denn es erleichterte ihr die Freude am Leben.

*

Über die Frage, wo sie bis zur endgültigen Einrichtung ihres Heims wohnen sollten, hatte es zwischen Peter und Fee eine kleine Auseinandersetzung gegeben.

„Kaiserhof!" sagte Peter damals. „Wir Cardowns wohnen schon seit hundert Jahren dort."

Fee bekam unglückliche Augen.

„Bubbi! — und ich habe mich so auf das Eden gefreut!"

Also wohnten sie im Eden, und Peter kam sich vor wie ein Junggeselle, der in der Wohnung einer fremden Frau übernachtet. Er sehnte unbekannte Räume.

Und jeden Nachmittag, wenn Nju sie abholen kam, gingen sie einkaufen.

Als sie wieder einmal die Halle verließen, ging ein Mann an ihnen vorbei, stand einen Augenblick starr, grüßte knapp und schritt dann hastig weiter.

Fee und Nju waren schon auf der Straße. Peter stand noch in der Tür und sah dem Manne nach.

„Kinder!" rief er plötzlich. „Da war doch Gipp! — entschuldigt mich einen Moment! Ich bin gleich wieder da!"

Er lief in die Halle zurück.

Fee war etwas blasser geworden. Als sie Njus Blick auf sich spürte, ging sie schnell weiter zu dem Wagen, dessen Tür der Chauffeur schon aufgerissen hatte. Nju stand noch eine ganze Weile an dem Portal, ehe sie der Schwester folgte, und sah starr in die Halle hinein. Dann ging sie zum Wagen und sagte zu dem Chauffeur: „Sie müssen noch warten!"

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Die Saat geht auf

1 Roman von Curt J. Braun

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

In einer Silvesternacht in St. Moritz lernten sie sich kennen. Ihre Hände berührten sich zufällig, als ein dicker Koch im Hotel „Kulm" um Mitternacht ein quiekendes und verängstigtes Ferkelchen durch Lärm und Musik von einem Tisch zum anderen trug, damit man es glückshalber zu Beginn des neuen Jahres streicheln könne. Und bei dieser Gelegenheit hatte er statt des Tierchens ganz flüchtig ihre Fingerspitzen gestreichelt.

Später tanzten sie auch zusammen.

Als nach Stunden das Licht nur noch matt durch die Rauchschwaden und die Gewebe von bunten Luftschlangen drang, als die Tische allmählich leerer wurden, gingen sie schon Arm in Arm hinaus in das schweigende Dunkel des Engadin, wanderten über knirschenden, harten Schnee die paar Schritte hinunter ins Dorf und sahen noch ein Weilchen unter den vielen lustigen Menschen an den Tischen, die ein kluger Hotelier eigens für diese Nacht auf die Straße gestellt hatte. Und als sie sich endlich müde trennten, waren sie für den nächsten Tag verabredet.

Nach einer Woche mußte er abreisen. Sie stand am Bahnhof — und beide fühlten dieses feine, flüchtige Bedauern, das man am Ende einer sehr netten Reisebekanntschaft empfindet.

*

Das nächste Mal trafen sie sich drei Wochen später auf dem Presseball in Berlin, aber es war nur eine kurze Wiedersehensfreude, da sie beide in großer Gesellschaft waren. Sie tanzten nur ein einziges Mal zusammen, — er sagte: man müßte wieder Ferien haben, und müßte in St. Moritz sein, — und richtig schön wäre es erst, wenn man dazu auch noch Silvester hätte. Sie sagte gar nichts, aber ihre Finger schlossen sich etwas fester um seine Hand.

Dann trafen sie sich in Cannes.

Sie ließ einen ernsthaften Menschen stehen, als sie ihn die Promenade herunterkommen sah, und lief ihm entgegen. Er nahm gleich ihre beiden Hände und sagte nur: „Fee . . . daß Sie hier sind . . .!"

Von diesem Tage an wurde Cannes schön.

Sie ließ einen Tennismatch gegen die d'Alvarez, nach dem sie sich jahrelang gesehnt und das sie hier endlich erreicht hatte, tatenlos im Stich, weil er sie zu einer Motorbootfahrt einlud.

Er riß beim Stechen auf „Buschklepper", mit dem er sonst alle Sprünge spielend nahm, drei Hindernisse hintereinander und verdarb sich damit seinen ganzen großen Turniererfolg, — nur weil er nachher mit ihr verabredet war und ihn der lange Kampf nervös machte.

*

Sie verschwanden über Nacht aus Cannes.

Er sagte alle weiteren Pläne und Verabredungen, die er für die nächste Zeit getroffen hatte, telegraphisch ab. Sie schrieb eine Postkarte nach Hause: sie fahre noch nach Italien.

Er ließ sich den Rest seines Bankkontos überweisen, mietete einen wundervollen Wagen und fuhr mit ihr ohne Ziel und Plan in die Sonne hinein. Sie blieben vier Wochen unterwegs, und ein Tag war immer schöner als der andere.

Er mietete einen wundervollen Wagen und fuhr mit ihr ohne Ziel und Plan in die Sonne hinein.

Sie nannte ihn ihren „Bubbi", weil Bubbis enorm breit, starkknochig und treu sind, oder ihren „Seebären", weil sein etwas steifer Reiterschritt sie an die Gangart der Matrosen in Marseille und Genua erinnerte. Tatsächlich hieß er Peter Cardown, war ein Meter achtzig groß, besaß ein riesiges Gut irgendwo in Ostpreußen und ein Gesicht, auf das er so stolz war, daß er stets ein Dutzend Bilder davon in den Taschen trug. Außerdem hatte er seit [illegible] ein Loch in der Lunge, das von einer verirrten französischen Kugel stammte und ihn zu jahrelangem Aufenthalt im Süden gezwungen hatte. Das Loch war allmählich verschwunden, — aber im Süden war er geblieben. Die Jahre der Krankheit hatten aus ihm einen Globetrotter gemacht, ohne daß er es selbst gemerkt hätte. Seine Beziehungen zu Ostpreußen bestanden schließlich nur noch darin, daß er dort flüchtige Besuche machte, ostpreußische Pferde zum Siege ritt und gelegentlich in stillen Stunden (die in seinem Leben selten geworden waren) eine [illegible] Sehnsucht nach einem weiten, flachen Land, nach Wäldern, Jagd und heißen Kachelöfen verspürte. Aber davon sprach er nie. Vielleicht wußte er es nicht einmal.

Er nannte sie Fee, und erstaunlicherweise hieß sie wirklich so. Sie war eine jener Frauen, die zuerst unnahbar erscheinen und sich über Nacht als verspielte, entzückende kleine Mädchen entpuppen. Als sie in irgendeiner Stadt ein paar Zeitungen kaufte und in einem italienischen Blatt sein Photo entdeckte (er war kurz zuvor beim Reitturnier in Rom sehr erfolgreich gewesen), flog sie ihm mitten auf der Straße um den Hals und küßte ihn. So leicht war sie zu begeistern — und so verliebt.

Sie saßen beispielsweise stundenlang am Wasser und unterhielten sich sehr eingehend über das Seelenleben von Muscheln — mit dem Erfolg, daß Fee an diesem Abend keine essen konnte und gekränkt war, der Schnecken in die Rangordnung der höheren Lebewesen einzureihen. Oder

er kaufte ihr Korallen, die in Neapel so schön und billig sind, und sie begriff nicht mehr, daß sie jemals Perlen geliebt hatte. Oder sie aßen in einer kleinen Osteria auf dem Lande, und Fee entdeckte, daß es ihr noch nie so gut geschmeckt habe — trotzdem sie noch vor kurzem der Gedanke an Öl im Essen schwach gemacht hätte.

Oder sie saßen sich in einem Boot gegenüber, und er sah nur in ihre Augen. Dann sprachen sie gar nichts. Fee hielt seine beiden Hände und lächelte ihn aus halbgeöffneten Lippen an.

Sie hatte wundervolle Augen. Männer waren darin ertrunken. Peter nicht. Er zauberte dünne Schleier über sie.

*

Als die vier Wochen vorbei waren, war sie unglücklich wie ein Kind, dem man das schönste Spielzeug fortgenommen hat. Sie weinte nicht, denn sie wußte nicht weinen, — aber sie saß ganz still auf der Hotelterrasse, hatte die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und sagte endlich mit vieler Mühe, daß sie nie, nie, nie wieder nach Italien fahren würde.

Er ging mit Riesenschritten auf und ab, vergrub seine Hände immer tiefer in den Taschen, blieb vielleicht vor ihr stehen, sah sie an, machte kehrt und setzte die Wanderung mit verdoppelter Heftigkeit fort. Dann sah er etwas Feuchtes in ihren Augen, — und da war es aus. Er zog sie hoch, nahm sie in seine Arme. Zum erstenmal wehrte sie sich, drehte den Kopf so wild zur Seite, daß ihr die Haare in die Stirn flogen, und kämpfte mit aller Kraft gegen seine Arme. Das war natürlich nutzlos. Er suchte nach einem gutmütigen Scherz, um sie aufzuheitern, aber es fiel ihm überhaupt nichts Gescheites ein, und deshalb fragte er:

„Wollen wir heiraten?"

Sie wurde plötzlich bewegungslos in seinen Armen. Er war selbst ein wenig erschrocken, denn die Frage war ihm entflohen, ehe er richtig darüber nachgedacht hatte. Die klare Vorstellung, mit Fee verheiratet zu sein, stellte sich erst einige Sekunden später ein, und da gab sie ein so berückendes, hinreißendes Zukunftsbild, daß er das ganze Mädchen mit beiden Armen hochhob und begeistert ansah:

„Hörst du? — Gib Antwort — wollen wir heiraten?"

Sie wandte ihm langsam den Kopf zu und blickte in sein Gesicht wie in das eines völlig Fremden, sehr lange, sehr prüfend, als sehe sie ihn zum erstenmal. Es war ein hartes, kantiges Jungengesicht, braungebrannt, mit ein paar hellen Haarsträhnen und sehr starken, weißen Zähnen. Flüchtig dachte sie: Wie wenig kennt man sich doch in vier Wochen! Er hatte in diesem Augenblick dasselbe Gefühl: eine unbekannte, wunderbare Frau in seinen Armen zu tragen, an die er nun die wesentlichste Frage seines Lebens gerichtet hatte. Sekunden vergingen, und er spürte dabei eine atemlose Spannung in sich. Dann warf sie plötzlich beide Arme um seinen Hals, — sie klammerte sich schmerzhaft fest an ihn und drückte ihr Gesicht an seine Schulter. Ihr ganzer Körper bebte. Und ebenso plötzlich griff sie dann nach seinem Kopf, zog ihn herunter und küßte ihn.

*

Sie gaben den abgelaufenen vier Wochen eine Verlängerung. Inzwischen gingen Briefe nach Berlin. Peter Christiansen war kein Niemand. Er kannte Fees Vater flüchtig, wie man sich eben in Berlin kennt — er kannte auch ihre Schwester und fürchtete eigentlich keinen Widerspruch. Im übrigen war Fee entschlossen, sich um Zustimmung oder Ablehnung überhaupt nicht zu kümmern. Sie sprachen nicht einmal davon, denn sie hatten viel zu viel miteinander zu tun. Vier Abende nacheinander feierten sie ihre Verlobung, weil sie der berechtigten Überzeugung waren, daß solche Ereignisse nicht so häufig vorkommen und daß man sie eben entsprechend auskosten muß. Außerdem waren sie an diesen Tagen an vier verschiedenen Orten.

Als sie endlich nach Venedig kamen, das sie als nächste Adresse angegeben hatten, warteten im Exzelsior schon einige Telegramme auf sie.

Peter öffnete das seine erst, als er oben in seinem Zimmer war und den Reisestaub abgespült hatte. Er liebte Telegramme nicht übermäßig, weil sie ihm stets als unberechtigte Aufdringlichkeit erschienen.

Als er dann den Umschlag öffnete, las er:

„Lieferung Exzelsior Lido Venedig unmöglich gebotsamst baldige Rückkehr damit es passieren Schweinereien Punkt Randikat."

Er stand eine Weile ganz still und starrte auf die mattschwarzen Buchstaben. Aufrufe sind stets unangenehm. Dieses war ein Schrei aus einem Winkel der Welt, den er in der letzten Zeit vergessen hatte, und er empfand dabei ein jähes Herzklopfen, das verzweifelte Ähnlichkeit mit schlechtem Gewissen hatte. Wenn Randikat die Erfindung des Telegramms zur Kenntnis nahm, mußte wirklich etwas Schlimmes im Gange sein. Noch beunruhigender war die Ausdrucksweise. Wann hatte Randikat je von Schweinerei gesprochen? Einmal — vor fünfzehn Jahren, als bei Milan jeder noch so geheime Truppentransport prompt unter Feuer genommen wurde, bis sie nach Wochen den Wasserzeichen auf der Spur, wie er wußte Briefstunden später. Damals, als Hunderte an einem einzigen Verräter starben, hatte Randikat die große Wut bekommen, und nie sonst.

Als Peter sich daran erinnerte, riß er einen Briefbogen hervor und malte ein großes Antworttelegramm darauf: „Was ist los?"

Und zu derselben Zeit stand Fee im Nebenzimmer.

Das erste Telegramm war von ihrem Vater und beantwortete den langen Brief, den sie ihm geschrieben hatte. Es hieß sehr einfach:

„Hoffentlich werde ich wenigstens zur Hochzeit eingeladen. Vater."

Fee lachte. Das war ganz ihr immer etwas brummiger, immer dabeier und drolliger, immer etwas geistesabwesender entzückender Papa.

Schlimmer war die zweite Nachricht. Sie kam von ihrer Schwester Nju.

„Gratuliere hop aber was hast du aus Ali Gipp gemacht? Nju."

Fee spürte einen jähen Stich. Seit vielen Wochen hatte sie nicht mehr an Joachim Gipp gedacht. Sie konnte sich nicht einmal mehr erinnern, wann sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Vor drei Monaten vielleicht. Oder vor drei Jahren. Wie konnte man an Joachim Gipp denken, wenn ein Peter existierte? Sie wog das Telegramm lange in der Hand, und eine kleine Falte schob sich zwischen ihre Augenbrauen. Es war nicht nett von Nju, sie gerade jetzt daran zu erinnern, aber Nju war niemals nett.

Im Nebenzimmer bewegte sich etwas. Im nächsten Augenblick zerriß Fee das Telegramm in ein rundes Dutzend kleiner Fetzen und warf es in den Papierkorb. Die Tür flog auf. Ein riesiger, lachender, herrlicher Peter stand auf der Schwelle.

Sie flog ihm stürmisch um den Hals. Er schrie:

„Segeln, Mädchen!"

„Segeln!" nickte Fee gehorsam und machte einen Knix und ein Konfirmandengesicht dazu.

Dann wanderten sie Arm in Arm hinaus.

„Guck mal! Da sind auch die beiden alten Tanten wieder!" rief Fee, als sie über den Strand gingen.

„Die waren schon in St. Moritz hinter uns her!"

In einem Strandkorb saßen die beiden steinalten, lebengekleideten Engländerinnen, die seit zwanzig Jahren das Wahrzeichen des Saisonbeginns in der Schweiz, in Frankreich und in Italien sind, und richteten scharfgezielte Vergnügen auf sie.

„Na, und in Cannes!" schrie Peter vergnügt.

Fee warf eine Kußhand nach dem Strandkorb, worauf hin sich die Vorgnons schnell und empört senkten.

„Ab morgen grüße ich die beiden", sagte Fee, „und verleihe ihnen den Ehrentitel der zwei Mrs. Baedeker. Und wenn du mir nicht auf der Stelle einen Kuß gibst, damit sie zerspringen, muß ich zu meinem tiefsten Bedauern annehmen, daß du vor ihnen Angst hast!"

Peter hatte keine Angst.

Zwei Monate später waren sie verheiratet.

Zweites Kapitel.

Die Verhandlung gegen Joachim Gipp war sehr kurz. Tatbestand eindeutig, kein Verschleierungsversuch, offenes Geständnis aller Beteiligten. Das sachverständige Gutachten, das bei „Herkules" und „Marlene" Dopingversuche in drei Fällen mit Sicherheit nachwies, wurde nicht bestritten.

Ein paar heiße Herren erhoben sich.

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

Joachim Gipp sah gleichmütig über sie hinweg zum Fenster, hinter dem ein nebliger Vormittag über weiten Grünflächen stand.

„Nichts", sagte er kalt.

Die Herren wurden noch etwas steifer und zogen sich zurück. Joachim Gipp schlenderte langsam durch den Raum und brannte sich eine Zigarette an. Er blieb am Fenster stehen und sah müde hinaus. Er wußte, daß ihn mindestens ein halbes Dutzend neugieriger und schadenfroher Blicke beobachteten. Die lässige Eleganz seiner Haltung wurde dadurch nicht beeinflußt. Er schlappte ein Stäubchen vom Rockaufschlag. Dann knarrte eine Tür — jetzt mußte das Todesurteil kommen.

Es kam. Lizenzentziehung auf Lebenszeit und Verweisung von allen deutschen Rennbahnen.

Joachim Gipp hatte die Zigarette beiseitegelegt. Ganz unwillkürlich hatte er die Daumen an der Hosennaht, als die etwas zögernde, heisere Stimme des Obersten Renngerichts zu ihm sprach. Dann machte er eine knappe Verbeugung. Er trat zu dem Seitentisch, drückte nachlässig die schwelende Zigarette aus, nahm seinen Hut vom Haken und ging ohne ein weiteres Wort hinaus.

Die Gesichter, die ihm nachblickten, waren nicht ganz eindeutig. Sie hatten den härtesten Spruch offensichtlich nicht gern angewandt, aber es gibt eben Fälle —

Der kleine Kerkhof war der erste, der das allgemeine Schweigen brach.

„Schade", sagte er. „War ein netter Kerl. Zu blöd, daß einer nach dem anderen vor die Hunde geht."

Langen wandte sich bissig herum und knurrte: „Werden wohl noch ein paar anständige übrigbleiben, solange ich hier sitze!"

„Natürlich, natürlich!" sagte Kerkhof. „Ich meinte bloß so. Unangenehmes Gefühl, so am frühen Morgen den Scharfrichter zu spielen. Ich denke, wir gehen jetzt mal alle runter und trinken 'n anständigen Kognak auf den Tod!"

Joachim Gipp war unten in der Tür stehengeblieben. Er sog die kühle, feuchte Vormittagsluft tief in sich hinein. Es roch nach Erde und nach Frühling. Er dachte einen Augenblick an die Zukunft. Nun konnte es lange dauern, bis man wieder diese Luft ins Gesicht bekam — die Zukunft war ein ekelhaftes, schwarzes Loch.

Er dachte einen Augenblick an die Zukunft.

Er hörte Schritte hinter sich und trat zur Seite.

Es war der dicke Bohlen, der neben ihm stehenblieb. Schweißperlen standen auf seinem Gesicht. Er räusperte sich ein wenig und sagte: „Ich hoffe, Ali — du — du weißt das jetzt doch nicht persönlich auffassen, nicht? Ich meine — das — wir konnten doch nicht anders —"

„Klar!" sagte Joachim Gipp.

Bohlen holte tief Luft.

„Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie mir zumute war — und den anderen auch — ich verstehe ja noch immer nicht, wie das gekommen ist." Er blickte in ängstlicher Spannung auf den Mann neben sich, dann wischte er sich hastig die Stirn und fuhr atemlos fort: „Na — vom Reden wird auch nichts besser. Ich kann dir bloß sagen, daß es mir furchtbar leid getan hat. Was — was wirst du denn jetzt machen? Ich meine — hast du schon irgendwelche Pläne?"

Gipps wasserhelle Augen gingen an ihm vorbei, ziellos irgendwo in den Vormittag hinein.

„Keine Ahnung", sagte er endlich und tippte an seinen Hut. „Adieu, Bohlen!"

Er schlenderte davon, ohne den anderen noch einmal anzusehen. Bohlen seufzte tief auf. In diesem Moment kamen Kerkhof und die anderen aus dem Hause. Der Kleine hängte sich sofort in ihn ein.

„Willkommen, Dickerchen!"

Bohlen wandte sich ihm verstört zu.

„Kinder, wenn mir einer von euch sagen kann, was mit dem Ali los ist."

„Red' nicht so viel, Dickerchen. Das mußte kommen."

Bohlen blieb hartnäckig. „Da muß doch was dahinterstecken. Wegen der paar Kröten macht der Ali doch nicht über Nacht solche Geschichten."

„Es haben andere wegen ein paar Kröten schon ganz andere Geschichten gemacht. Kennst du einen in den Bauch reinsehen? Vier Stunden bist du am Tage mit ihm zusammen, was er in den zwanzig anderen macht und denkt, wirst du bis an dein Lebensende nicht erfahren. Was weißt du schon von einem Menschen, wenn er Geld braucht."

„Aber wozu?"

„Weiber", sagte der kleine Kerkhof jetzt energisch. „Man merkt, daß du stets weiches gehabt hast. Und zerbrich dir nicht weiter dein Köpfchen. Hinter allem, was geschieht, stehen Frauen. Das wird bei ihm auch nicht anders sein."

* * *

Joachim Gipp fuhr mit der Stadtbahn nach Hause. Er saß in einer Ecke und sah während der ganzen Fahrt auf die vorbeifliegenden Häuser und Straßen. Nicht umsehen, dachte er, keinem Menschen ins Gesicht sehen. Jeder einzige, der hier ein- und ausstieg, war ein ehrlicher Mensch, hastige, abgehetzte Leute, meist mit Aktentaschen unter den Armen, erfüllt von den Sorgen und Ängsten ihrer kleinen Lebenskreise. Er saß unter ihnen wie ein Fremder. Kein Prozeßbericht aus Moabit würde über ihn berichten — vielleicht nur eine Notiz im Renniell irgendeiner Zeitung —, und doch war es so, als hätte man ihn jetzt als Dieb oder Straßenräuber abgeurteilt. Man mußte sich an diesen Gedanken gewöhnen. Man mußte die dreißigjährige Verstellung, ein anständiger Mensch zu sein, in eine Ecke hängen. Jetzt war es nur noch ein Schritt zum Gigolo, Schäfer oder Falschspieler.

Bahnhof Zoo stieg er aus und ging die wenigen Schritte bis zu seiner Wohnung: ein magerer, gutgekleideter, peinlich sorgfältiger Mensch, der hochmütig über das Leben der Straße hinwegsah. Als er die Treppe hinaufschritt, überfiel ihn Herzklopfen. Das ging seit Monaten so. Manchmal stand er minutenlang vor der Tür seines Zimmers und wagte nicht einzutreten, weil er eine neue Enttäuschung befürchtete.

Er war sich klar darüber, daß es völlig unsinnig war, noch auf eine Nachricht von Fee zu warten. Man mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß alles zu Ende war. Aber was er nie begriff und nie begreifen würde, war die Möglichkeit im Leben einer Frau — das Vergessen von einem Tag zum anderen. Seine Gefühle liefen schwer an, aber wenn sie einmal da waren, dann konnten sie nicht mehr ausgelöscht werden. Er stand fassungslos vor der Tatsache, daß eine Frau sich von einem zärtlich und unter tausend Küssen verabschieden kann, daß man mit ihr noch in drei folgenden Nächten telephonieren und sich die verliebtesten Dummheiten sagen kann — und daß dann alles auf einmal zu Ende ist. Daß auf einmal alles ausradiert sein soll, weil diese Frau einen anderen getroffen hat.

Das begriff er nicht.

Und deshalb wagte er seit Monaten kaum die Tür zu seinem Zimmer zu öffnen, weil er immer wieder hoffte, daß auf dem Tisch ein Brief liegen würde — und weil dieser Brief nie kam.

Er saß eine lange Weile in einer Ecke seines Zimmers und nahm nicht einmal den Hut ab. Die klaren Gedanken, die er früher einmal vom Leben gehabt hatte, waren fort. Sie wird nie wieder schreiben, dachte er, sie wird nie wieder anrufen, sie wird nie wieder hier in dieses Zimmer kommen, sie wird einem anderen erzählen, wie viele Schimmel und wie viele Schornsteinfeger sie im Vorbeifahren heute auf der Straße gezählt hat, sie wird einem anderen die Haare streicheln, ein anderer wird ihr das Lächeln von den Lippen wegküssen, sie ist fort, als ob sie nie gelebt hätte, man hat einmal im Leben einen Traum